

Tagungsbericht [erschieden in L'Homme 1/2004]

DANIELA HACKE

"Wissen - Geschlecht - Wissenschaft". 9. Fachtagung des Arbeitskreises Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit von 6. bis 8. November 2003 in Stuttgart Hohenheim.

In Kooperation mit der Akademie der Diözese Stuttgart-Rottenburg fand vom 6.-8. November 2003 in Stuttgart Hohenheim die 9. Fachtagung des Arbeitskreises Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit mit dem Titel „Wissen-Geschlecht-Wissenschaft“ unter der Leitung von **Maren Lorenz** (Hamburg), **Monika Mommertz** (Berlin), **Claudia Opitz** (Basel) und **Dieter R. Bauer** (Stuttgart) statt, an der fast 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler teilnahmen.

Die diesjährige Tagung des AKGG Frühe Neuzeit hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Kategorie Geschlecht im „Spannungsfeld von Wissen und Wissenschaft zu verorten“ (Programmtext), unterschiedlichen Wissensdefinitionen nachzugehen und die spezifischen Formen der Aneignung, aber auch der Vermittlung von Wissensbeständen durch Männer und Frauen zu beleuchten. In drei Sektionen und zehn Vorträgen wurde das Anliegen, unterschiedliche Formen weiblicher Wissensbestände zu rekonstruieren und der Wissenschaftsgeschichte die Kategorie Geschlecht »einzuschreiben«, verfolgt. Damit konnte ein beeindruckend breites Spektrum an (weiblichen) Wissensformen zur Diskussion gestellt werden, wobei allerdings – so sei kritisch angemerkt – das konzeptionelle und theoretische Niveau durchaus unterschiedlich war.

Die Ausgrenzungsstrategien und das männliche Definitionsmonopol verdeutlichte u.a. die Theologin **Elisabeth Gössmann** (München/Tokyo) in ihrem Abendvortrag zum „frühneuzeitliche(n) Streit um die Päpstin Johanna und die männliche Angst vor weiblicher Wissenschaft und Amtsergreifung“. Die Referentin rekonstruierte die Tradition des Kirchenrechts und der theologischen Anthropologie der Frau im 12. und 13. Jahrhundert, die dominikanische und die franziskanische Tradition zur Päpstinfrage, die literarischen Äußerungen zu diesem Thema sowie den reformatorischen und den gegenreformatorischen Standpunkt. Während die Argumente vielfach von der moralisch-intellektuellen Inferiorität der Frau erzählten, sie als „defectus naturae“ begreifen, oder die Päpstin schlicht zur Legende erklärten, erhielt der Päpstinestoff im 17. und 18. Jahrhundert ein konfessionelles Gewand. Aus der Perspektive der Geschlechtergeschichte attestierte Gössmann dem Streit um die Päpstinfrage eine „traurige Ökumene im Negativen“.

In der folgenden Morgensektion *Vermittlung und Aneignung von Wissen(-schaft)* ging die Philosophin **Elisabeth Strauss** (Berlin) mit ihrem Vortrag über „Science for the Ladies: Strategien der Wissensvermittlung in den populärwissenschaftlichen englischen Zeitschriften zwischen 1690 und 1760“ den kontextabhängigen Formen des Wissens im 17. und 18. Jahrhundert anhand englischer (Frauen-) Zeitschriften nach. In diesem Medium präsentierte sich das „neue Wissen“, vermittelt durch die (neue) Wissenschaft des 17. Jahrhunderts, als ein Wissen welches mit dem klassischen Bildungskanon und damit auch mit der biblisch fundierten Unterordnung des weiblichen unter das männliche Geschlecht gebrochen hatte – was allerdings nicht bedeutete, dass das neue Wissen nun kontextunabhängig zu verstehen gewesen wäre. Gerade weil die Teilnahme von Frauen an der Wissensvermittlung nun ausdrücklich erwünscht war, hatten die Autorinnen und Autoren der (Frauen-)Zeitschriften sich zunächst mit der theologisch-moralischen „Altlast“ zu plagen, die die moralisch-intellektuelle Inferiorität über Jahrhunderte begründet hatte. Des weiteren konnte die Referentin zeigen, wie die Autorinnen und Autoren der Zeitschriften die baconianische Methode des Lernens mit Blick auf ein weibliches Lesepublikum modifizierten und das Interesse von Frauen an den Naturwissenschaften mit der Nützlichkeit der Wissenschaft für die Entwicklung der Menschheit legitimierten.

Die Literaturwissenschaftlerin **Christine Künzel** (Hamburg) gab Einblick in den (männlich) literarisch-sexuellen Diskurs des 18. Jahrhunderts. Unter dem Motto „Machen wir’s den Tauben nach“: Die Liebeslyrik des 18. Jahrhunderts als Medium der Sexualerziehung und Geschlechtersozialisation“ führte sie literarische Szenarien vor, die in der erotischen Dichtung und der Liebeslyrik entwickelt wurden: Die Liebes-Modelle, die von männlichen Erzählern fernab von kulturellen und sozialen Konventionen entworfen wurden, orientieren sich dabei zumeist an der Natur, d.h. an dem Verhalten von Tieren, deren Sexualverhalten sich gerade dadurch auszeichnete, dass diese Tiere (u.a. Tauben und Spatzen) dem Paarungsakt mit hoher Frequenz und mit wechselnden Partnerinnen zusprechen – mangelnde Einwilligung des Weibchens stellte dabei eher keinen Hinderungsgrund dar. Im Hinblick auf die Übertragung des Modells auf den Menschen erscheint gerade dieser Aspekt problematisch, da der Topos der sexuellen Gewalt (ein rechtlich-moralischer Begriff) hier unter dem Deckmantel einer freien, natürlichen Liebe/Sexualität unterschwellig in das Liebeskonzept überführt wurde. Dieser grundsätzlichen Ambivalenz in der Darstellung sexueller Gewalt in der Literaturwissenschaft ging die Referentin an ausgesuchten Beispielen nach und problematisierte, inwieweit ein Konzept von Liebe und Sexualität, das unter dem Deckmantel der »Natürlichkeit« figurierte, durch einen androzentrischen Blick geprägt war (und ist), der die Grenzen zwischen konsensuellen sexuellen Handlungen und sexueller Gewalt verwischte und Geschlechterstereotype entwarf, die diesen Code bedienten.

Die Historikerin **Eva Labouvie** (Magdeburg) zeigte in ihrem Vortrag über „Mehr giftig denn hilfreich. Über Zwänge zu neuem Wissen, Kompetenzen und Konkurrenzen beim Unterricht von Hebammen im 18. Jahrhundert“ die unterschiedlichen Wissensbestände, die konfligierenden Wissensdefinitionen und die neu entstandenen Wissenshierarchien auf, welche im Zuge der Professionalisierung des ländlichen Hebammenwesens zwischen der städtischen Obrigkeit und der dörflichen Gemeinschaft, aber auch zwischen den approbierten Hebammen und den Dorfgemeinschaften, virulent wurden. Bei dieser Revision der Geburtshilfe wurde mangels handwerklich geschulter Chirurgen, Bader oder studierten Geburtshelfer grösster Wert auf den theoretischen Unterricht (auf anatomische und physiologische Kenntnisse) und den Umgang mit Instrumenten gelegt. Diese Form der „Entkörperlichung“ der Wissensaneignung und die oft misslungene Anwendung des so erlangten Wissens, schuf vielfältige Distanzen und Diskrepanzen – nicht alle Hebammen lehnten die dreimonatige Schulung ab – und begründete somit neue Wissenshierarchien und neue Formen der sozialen Kontrolle (uneheliche Schwangerschaften). Von einer »Professionalisierung« des geburts-hilflischen Wissens, oder einer qualitativen Verbesserung der ländlichen Geburtshilfe konnte noch lange nicht gesprochen werden – dies beweisen nicht nur zahlreiche Klagen aus Ärzteschaft und Bevölkerung, sondern auch die ansteigenden Zahlen der Säuglings- und Müttersterblichkeit im ausgehenden 18. Jahrhundert. Wohl aber war durch die Verschiebung von Kompetenzen und Qualitäten ein grundlegender Wandel in Gang gesetzt worden.

Das Wissen um und die Erfahrung mit dem eigenen Körper standen im Zentrum des Vortrags der Historikerin **Bettina Brockmeyer** (Kassel/Frankfurt a. M.). Unter dem Titel „Eine »genaue Relation von dem physischen Zustande« geben: Wissen und Wissenschaft in Briefen von Patientinnen und Patienten an Samuel Hahnemann“ diskutierte sie anhand des umfangreichen Bestandes der Patientenbriefe an Samuel Hahnemann (von 1831 bis 1835) das Verhältnis zwischen Arzt und Patient/Patientin als einen – geschlechtsspezifisch markierten – Aushandlungsprozess, in dem das homöopathische medizinische Wissen zusammen mit dem Erleben des eigenen Körpers zur »Verhandlung« stand. Erfahrenes und erlebtes Wissen über das körperliche Selbst waren neben den in den Briefen reflektierten humoralpathologischen Vorstellungen, der zeitgenössischen Onanie- oder Nervendiskurse sowie den Bemühungen, homöopathische Anweisungen anhand der Fachliteratur aufzuarbeiten, ein wesentlicher Verhandlungsgegenstand. Damit verstand die Referentin den Körper als einen »Erfahrungsort« (Barbara Duden), der über subjektives Erleben auch Erfahrung und Wissen über die eigene Leiblichkeit und seine Krankheitszustände generierte, mithin Erfahrung als einen diskursiven Effekt beschrieb, den sie in der Trias Wissen, Geschlecht und Wissenschaft ansiedelte.

Die zweite Sektion *Glauben und/oder Wissen* wurde mit einem Vortrag der Historikerin **Xenia von Tippelskirch** (Florenz) eröffnet, die dem „mystischen Modell: Der Rückzug des Intellekts im Italien des 17. Jahrhunderts“ auf der Spur war. Anhand der zu Beginn des 17. Jahrhunderts anonym verfassten *Dialoghi interiori* sowie der didaktischen Schrift *Della giovane Christiana* von Cesare Franciotti analysierte sie, inwieweit in Modellen, die im frühen 17. Jahrhundert einem breiten Publikum das Funktionieren des menschlichen Verstandes erklären sollten, Geschlecht als Kategorie auftauchte. Dies war insbesondere dann der Fall, so die Referentin, wenn sich die Schriften ausdrücklich an ein weibliches Publikum wandten. Obwohl im nachtridentinischen Italien demnach weiterhin Texte entstanden, die der Wissensvermittlung dienten und die theoretische Modelle, wie Wissen erworben werden könne, propagierten, hinterließ doch die rigide katholische Kirchenpolitik deutliche Spuren in den Texten, denn viele Autoren warben bei ihren Leserinnen nun gerade für eine bewusste Einschränkung ihrer intellektuellen Ambitionen.

Erika Hebeisen (Basel), ebenfalls Historikerin, referierte zum Thema „Die wahre Begierde nach wahren Zeichen. Zur pietistischen Tradition moderner Wissensweisen“. Anliegen ihres Vortrages war es, prinzipiell vergleichbare Strukturprinzipien der Wissensorganisation zwischen modernen und pietistischen Wissensweisen aufzeigen und damit den Anteil einer pietistischen Tradition für die modernen Wissensweisen wieder sichtbar zu machen. Ausgehend von der Ausgrenzung pietistischer Wissensbestände aus dem Kanon der an der Aufklärung orientierten Historiographie des 19. Jahrhunderts verwies die Referentin darauf, daß gerade die dichotome Denkweise der christlichen Tradition aufgrund pietistischer Übersetzungsleistungen die Ausbildung moderner Wissensweisen geprägt hatte. Die pietistische Erneuerungsbewegung hat eine dichotome Denkweise zwar nicht erfunden, sie allerdings tradiert und durch ihre spezifischen Kulturtechniken – wie etwa durch Introspektion u.a.m. – modernisiert. An ausgesuchten Beispielen und Quellen (Rats- und Verhörprotokollen, Lebensläufen und Korrespondenzen) wurde diese Logik der Religiosität und der Frömmigkeitspraxis Baseler Pietistinnen und Pietisten exemplifiziert, die sich als eine Suche nach Wissenschaft darstellte – eben in dem Verlangen nach „wahren Zeichen“.

Der Historiker **Pavel Himl** (Prag) wandte sich in seinem Vortrag „Wissen weckt Ver-/Misstrauen. »Husar« und »Schatzgräberin« Christina Horn im Brennpunkt des öffentlichen Interesses einer südböhmischen Kleinstadt“ einer Frau zu, die am Anfang des 18. Jahrhunderts in Cesky Krumlov/Krumau wegen ihrer schatzgräberischen Tätigkeit als Betrügerin vor Gericht stand und dem Referenten die Quellen für seine *case study* lieferte. Himl entwarf ein sehr dichtes Bild: Horn stammte ursprünglich aus einer protestantischen Regensburger Familie, konvertierte

aber später zum Katholizismus, diente während der Türkenkriege in Männerkleidern als Husar, wurde später Soldatenwitwe und verdankte ihre Erfahrungen und Wissensbestände somit ungewöhnlich breit gefächerten geographischen, sozialen und religiösen Kontexten. Das Interesse in und außerhalb des Gerichtssaales galt nur punktuell ihrem magischen Wissen, nämlich ihren Kenntnissen als Schatzgräberin. Christinas Horns lebensweltlich erworbenes Wissen hatte sich vielmehr im Kontext eines anderen normativ limitierten lokalen Wissenshorizontes und angesichts der unterschiedlichen Erwartungen der Krumauer Frauen und Männer zu legitimieren. Himl konnte verdeutlichen, wie „Erfahrung“ und „Wissen“ neue Handlungsweisen generierten, indem Christina vor Gericht neue Strategien des „*self-fashionings*“ abverlangt wurden.

Die dritte Sektion *Männer-Mythos-Wissenschaft* wurde von **Bea Lundt** (Flensburg) eröffnet. In ihrem Vortrag „Konstruktion der Männlichkeit des Weisen und des Herrschers. Ein Vergleich zwischen einem spätmittelalterlichen und einem frühneuzeitlichen populären Erzählwerk“ wurde die Erzähltradition von den „Sieben weisen Meistern“ von der Referentin einer geschlechtergeschichtlichen Lesart unterzogen. In diesem Erzählwerk geht es um die Erziehung eines „Weisen“, der sich am zukünftigen Hof seines Vaters bewähren muss. Das Gender- und Männlichkeitskonzept, welches das (Spät-)Mittelalter bereit hielt, konstruierte den Gelehrten als einen Stand, der sich aus dem zölibatären Mönchsstand entwickelte, ein „enthaltames“ Männlichkeitsbild also, welches allerdings in Konflikt mit den weltlichen Forderungen stand, die vom Herrscher die Reproduktion seines „Heilscharakter“ in leiblichen Nachfolgern verlangte. Das 16. Jahrhundert konstruierte sich seine Männlichkeit neu: das Weisheitsmodell wird entmythifiziert und auch die (sexuelle) Körperbeherrschung tritt in den Hintergrund. Obwohl in beiden Varianten der Frau die Rolle der Verführerin zukam, die als Spiegel des Männlichen fungierte und von Macht und Weisheit ausgeschlossen blieb, wies die Referentin ihr in der frühneuzeitlichen Variante eine neue positive Funktion zu, da die interne Dynamik der Erzählung den weiblichen Forderungen und ihrer Klugheit nun Raum zumaß.

Um männliche Definitionen weiblicher Gelehrsamkeit ging es (auch) in dem Vortrag der Historikerin **Karin Schmidt-Kohberg** (München): „Zum Diskurs über die intellektuellen Fähigkeiten von Frauen und weiblicher Gelehrsamkeit am Beispiel der sogenannten »Frauenzimmerlexika«, einer Gattung, die vom 17. bis zum 19. Jahrhundert vorwiegend von Männern verfasst und breit rezipiert wurde. Die »Frauenzimmerlexika« präsentierten Kurzbiographien gelehrter Frauen und entwarfen im Gegensatz zu Erziehungsratgebern beispielhafte und gelebte Exempel weiblicher Gelehrsamkeit, Vorbilder also, die es nachzuahmen galt. Gleichzeitig geben die Frauenlexika einen dynamischen Blick auf einen Bildungsprozess frei, da sich der Kanon mit den Jahrhunderten veränderte und erweiterte. Die Referentin

untersuchte ihre Gattung mit Blick auf die männliche Definitionsmacht und fragte nach dem Bild weiblicher Gelehrsamkeit, dass in den Quellen evoziert wird – aber auch allgemeiner nach dem Frauenbild, welches etwa durch Kommentare über Leistungen und Verhalten der von ihnen geschilderten Frauen entsteht. Hinter diesen männlichen Diskursen lässt sich – so die Referentin – zusätzlich eine historische Wirklichkeit erkennen, denn nicht zuletzt gegeben die Frauenzimmerlexika als Quellenwerk auch Auskunft über die wissenschaftlichen Gebiete, auf denen Frauen vom 17. bis ins 19. Jahrhundert hinein tätig waren.

Ein *round table* rundete das Programm der Arbeitstagung ab. Das interdisziplinäre Podium (**Angelika Epple**, Hamburg/**Ute Frietsch**, Berlin/**Anna Merker**, Berlin) diskutierte unter der Leitung von **Monika Mommertz** (Berlin) die Perspektiven einer geschlechtergeschichtlich orientierten Wissensgeschichte vor dem Hintergrund der Projekte der Podiumsteilnehmerinnen und stellte deren methodische Ansätze (wissenschaftsgeschichtlich, wissensphilosophisch, wissenssoziologisch) vor. Des Weiteren wurde nach Möglichkeiten gefragt, welche die Arbeit mit den Kategorien „Wissen“ und „Geschlecht“ sowohl für eine Geschlechtergeschichte, für die klassische Wissenschaftsgeschichte und damit auch für eine noch zu etablierende, primär an Wissenskonstrukten interessierte Wissensgeschichte zukünftig zu leisten vermag.

Daniela Hacke

Zürich